

Wolfgang Kohlhaase, Otto Gotsche u.a.:

Dialog über die Poesie der Arbeit

Wolfgang Kohlhaase: Ich möchte zur Arbeit sprechen. Man muß sehen, daß die Arbeit in der bisherigen menschlichen Geschichte einen doppelten Charakter hat. Einerseits ist sie ein erzwungener Vorgang, die Voraussetzung, um die Existenz zu erhalten. Andererseits liegt eben in der Arbeit eine wunderbare menschliche Möglichkeit - selbst unter den Bedingungen des Zwanges verwirklicht sich der Mensch bei der Arbeit. Ich glaube, daß Poesie bei der Arbeit entsteht...

Otto Gotsche: Was du zuletzt gesagt hast, stimmt eben nicht.

Wolfgang Kohlhaase: Ich meine aber, damit bei der Arbeit Poesie entsteht, ist ein gewisses Maß an Freiheit der Arbeit gegenüber notwendig. Freiheit von ihrer Schwere

Poesie entsteht nicht beliebig bei jeder Arbeit. Wenn ein Mensch zum Beispiel Zwangsarbeit leisten würde, bis an den Rand der körperlichen Erschöpfung, ich glaube nicht, daß da eine poetische Beziehung zur Arbeit entsteht

Otto Gotsche: Doch, dort noch früher als da, wo es leichter geht, weil er dann mehr über seinen Arbeitsprozeß nachdenkt. Einer, bei dem es mechanisch, relativ leicht geht, der macht sich überhaupt keine Gedanken darüber. Aber wo es schwer geht, da macht man sich schon seine Gedanken.

Wolfgang Kohlhaase: Ja, aber man muß die Kraft und die Zeit haben, um diese poetische Aneignung des Vorgangs zu vollziehen. Das schaffen nicht alle, es gelingt nicht jedem, eine poetische Beziehung zu seiner Arbeit zu haben

Etwas (das immer noch zu beschreiben ist) ist die allmähliche Veränderung dieser Beziehung. Mir scheint, daß wir manchmal die Veränderungen, die wirklich geschehen, übersehen aus dem Bedürfnis, einen großen Wechsel zu melden. Ich glaube, daß wir manchmal Alltägliches nicht sehen, das im Detail steckt. Das kommt auch von der Ungeduld, zu entdecken, die Leute änderten sich völlig in einer Generation.

Otto Gotsche: Genosse Claudius¹ sagte vorhin etwas sehr richtig, als Ein-

¹Eduard Claudius, geb. 1911, Schriftsteller, Exil 1934 bis 1945, seit 1947 in Potsdam.

wurf, vor seinem Diskussionsbeitrag. Im Prozeß der Arbeit oder während der Arbeit hat der einzelne Mensch nicht immer das Hochgefühl, etwas großartiges für die Gesellschaft zu tun, sondern ihm hängt das oft genug bei einer gesellschaftlich außerordentlich wichtigen Arbeit so zum Halse heraus, daß er das so weit wegwerfen möchte wie er kann, aber er kann nicht, er kann auch bei uns nicht, weil die Gesellschaft ihn festnagelt.

Aber, um auf die Poesie zurückzukommen:

So ein Mensch wie der Hans Marchwitza, der als Kohlschmeißer in Schlesien als Zehn- oder Zwölfjähriger angefangen hat, der hat in dieser unerhört schweren Arbeit das Stück Poesie entdeckt, das ihm später half, über seinen eigenen Schatten zu springen. Aus dieser Misere heraus kam er zum Schreiben. Max von der Grün, der zwar nicht bewußtseinsmäßig soweit denken kann wie der Hans Marchwitza, der hat denselben Prozeß in Westdeutschland hinter sich gebracht, schon auf einer technisch ganz anderen Ebene. Der spricht vom Panzerförderer, während der Hans Marchwitza die Kohle mit der Hand geschmissen hat. In beiden Prozessen aber ist die Poesie der Arbeit drin. Und sie haben sie beide in ihrem Maße - Individualitäten sind sie sowieso - entdeckt. Und das kannst du ja eigentlich von jedem von uns sagen. Wir machen ja alle keine Ausnahme, uns geht es genauso, jedem auf seinem Gebiet.

Was zu erreichen ist, auch hier bei uns noch nicht voll erreicht ist, das ist das menschliche Verhältnis zur Arbeit als Bedürfnis. Keiner mag doch behaupten, daß bei uns die menschliche Arbeit zum Bedürfnis geworden ist. Ich behaupte es jedenfalls nicht. Bis zu einem gewissen Grad nähern wir uns dem Ziel, wir kommen ein Stückchen heran, aber die Masse der Menschen bei uns erblickt in der Arbeit auch heute noch nicht das beglückende Erlebnis, das Bedürfnis. So ist es noch nicht. Aber dieser Prozeß, dieser quälende Prozeß, in dem stecken wir mitten drin.

Zuruf: Auch die Ursachen darstellen, warum diese Beziehungen noch nicht da sind, das ist das Wesentliche

Wolfgang Kohlhaase: Die Poesie arbeitet mit Bildern, mit Gleichnissen. Das entsteht meiner Meinung nach langsam, es ist ein kollektiver Prozeß. Ein einzelner markiert es, aber es ist nur als ein Vorgang von vielen wirksam. Das braucht auch eine gewisse Zeit. Warum zum Beispiel erscheint die Dampflokomotive poetischer als die elektrische Lokomotive? Warum dauert es zwanzig Jahre, bis eine so enorme Einrichtung wie das Flugzeug Bestandteil der Lyrik wird?

Zuruf: Das brauchte keine zwanzig Jahre, das ging sehr schnell vor sich.

Wolfgang Kohlhaase: Bei Becher steht irgendwo, daß der Mensch einge-

richtet ist als einer, der läuft und der die Welt im Rhythmus des Gehens aufnimmt. Das hat er Tausende von Jahren gemacht. Es ist nicht lange, im Zeitraum der Geschichte eine Sekunde lang her, daß man fährt, daß man an den Dingen vorbeirast.

Wenn man eine Straße, durch die man zehn Jahre lang gefahren ist, mal läuft, denkt man, man sieht eine neue Straße. Man sieht Dinge, die man vorher nicht gesehen hat. Für die Poesie ist es sehr entscheidend, genau zu sehen.

Ich will damit sagen, die Darstellung der neuen technischen Sachverhalte, der neuen Arbeitsprozesse und der neuen Lebensräume, das ist nicht nur eine Frage des Plans, sich darauf zu stürzen und das poetisch zu bewältigen. Da könnte eine Pseudo-Poesie entstehen. Mir scheint, daß nicht jeder neue Arbeitsprozeß sofort poetisierbar ist. Er muß erst von vielen verstanden sein, muß erkannt werden, von vielen und nicht nur von einem. Das meine ich, wenn ich sage, man braucht eine gewisse Freiheit einem Gegenstand gegenüber, um ihm Poesie zu verleihen.

Der Hauptantrieb, den die bürgerliche Gesellschaft produziert, ganz elementar verstanden, ist die Angst. Unsere Gesellschaft hebt die Angst auf, und damit hebt sie einen wesentlichen Antrieb auf. Ich denke, daß das zunächst auch eine Komplikation ist, nicht nur ein Problem der DDR, sondern ein Problem der sozialistischen Gesellschaft. Die Poesie müßte sich eben beiden Seiten des Widerspruchs stellen.

Ich möchte mir ein paar Dinge vergegenwärtigen, die bisher festzustehen scheinen.

Also erstens sind nicht die Fakten poetisch, sondern es ist das Verhältnis zu den Fakten, nicht die Arbeit ist poetisch, sondern das Verhältnis zur Arbeit kann poetische Züge haben. Ein poetisches Verhältnis zu einer Sache haben, hilft, sich diese Sache anzueignen, es hilft unter Umständen, sich auch einem Zwang zu entziehen oder sich einen Zwang zu erleichtern. Beispielsweise sind die ganz naiven poetischen Vorgänge in Bezug auf Arbeit, wie Lieder in Verbindung mit Arbeitsvorgängen, nicht anders entstanden, als daß man sich einen bestimmten Rhythmus sichern wollte

Das hat sich dann später abgehoben und hat Eigenwert als Poesie gewonnen. So erklärt sich auch, warum menschliche Tätigkeiten, die viele hundert Jahre ausgeübt worden sind oder Tausende von Jahren, vergleichsweise poetisierbarer erscheinen und auch in poetischen Bildern zur Verfügung stehen, während Tätigkeiten, die sehr kurz erst ausgeübt werden, die nicht ein gemeinsames menschliches Erlebnis sind, kaum zu poetisieren sind. Jeder utopische Roman liefert keinen anderen Beweis, als daß sein Verfasser gezwun-

gen ist, irdische Kategorien auf anderen Sternen nachzuvollziehen, das will heißen: Bekanntes.

Eduard Claudius: Mangels Kenntnissen!

Peter Hacks: Selbst wenn der die Sterne kennen würde, würde das nichts nützen.

Wolfgang Kohlhaase: Wichtig scheint mir auch zu sein, daß Arbeit ein Widerspruch ist von Zwang und Selbstverwirklichung und daß beide Elemente auch im Sozialismus noch enthalten sind und nicht an einem Stichtag verschwinden.

Alexander Abusch: Niemals

Wolfgang Kohlhaase: Es verschwindet der Hauptwiderspruch, der zwischen Arbeit und Kapital. Aber im übrigen scheint es mir nicht nur für die Politik, sondern um so mehr für die Literatur wichtig zu sein, daß sie auf die unabhängige Beobachtung des tatsächlichen in seine vielfältigen und manchmal auch zufälligen Existenz nicht verzichtet. Das ist ja hier gesagt worden. Erscheinung ist reicher als das Gesetz.

Noch ein Gedanke: Das Interesse des Menschen ist auf die Menschen gerichtet und auf die Welt, und historisch gesehen, glaube ich, ist auch das Interesse der Arbeiterklasse als herrschende Klasse auf die Welt gerichtet und nicht reduziert auf einen Aspekt dieser Welt. Manchmal machen wir uns eine zu einfache Vorstellung davon, wie das Kunstbedürfnis der neuen herrschenden Klasse zu befriedigen wäre. Das kann der Weisheit letzter Schluß nicht sein, daß ein Bauerndenkmal vor einem Bauernhaus steht, oder daß Arbeiter, wenn sie aus ihrer Halle treten, Arbeiterdenkmäler sehen? Der Gedanke, daß die Beschreibung der Welt, die wir zu liefern haben, das Interesse auf die Welt lenken muß, ist wichtig, wenn man fragt, für wen man Literatur macht, nicht nur wie, sondern für wen.

Wolfgang Kohlhaase

Geb. 1931 in Berlin, 1950-52 Dramaturg bei der DEFA, Filmautor, u.a.: *Alarm im Zirkus* 1954, *Eine Berliner Romanze* 1956, *Berlin - Ecke Schönhäuser* 1957, *Der Fall Gleiwitz* 1961, *Ich war neunzehn* 1968, *Mama, ich lebe* 1977, *Solo Sunny* 1980 *Der Aufenthalt* 1983. Schrieb auch Hörspiele und Theaterstücke.

Otto Gotsche

Geb. 1904 in Eisleben, Schriftsteller. in den 20er Jahren Mitglied der KPD und des BPRS, während des Faschismus im KZ und im Untergrund, in der DDR hohe politische Funktionen. Reportagen und dokumentarische Romane *Märzstürme* (1933), *Zwischen Nacht und Morgen* (1955), *Die Fahne von Kriwoj Rog* (1959).

Quelle: Wolfgang Kohlhaase: Ortszeit ist immer auch Weltzeit (Betriebsakademie des VEB DEFA-Studios (Hrsg.): *Aus Theorie und Praxis des Films*, Heft 1/2-1981), S. 83ff